

(Nachdruck verboten.)

11]

Der Blanksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Tante Nan erreichte, was sie bezweckt hatte. Dieselbe Nacht noch tafelte Philipp sein Boot für den Winter ab, und am nächsten Morgen machte er sich nach Ballawhaine auf, um Onkel Peters Hilfe in Anspruch zu nehmen, damit er sich dem Studium der Rechte widmen könne. Tante Nan begleitete ihn. Sie hatte ihn zu diesem Schritt durch die doppelte Erwägung gedrängt, daß der Ballawhaine sein nächster Verwandter wäre und erst kürzlich seinen eignen Sohn Rob zum Studium der Rechtswissenschaft nach England geschickt hatte.

Beide waren auf dem Hinweg in aufgeregter, ungewisser Stimmung. Tante Nan, die ihren krankenartigen Gut hatte, sprach ohne Ende, um Philipps Mut zu beleben. Als sie jedoch an das große Thor kamen und durch die Bäume zu dem Türmchen ausblickten, kamen ihr mit großer Nüchternheit die Tage ins Gedächtnis zurück, wo dieses Haus ihr eignes Heim gewesen war, und sie fing still zu weinen an. Auch Philipp war nicht unbeeindruckt. War es doch der Geburtsort und das Erbe seines Vaters gewesen.

Der englische Diener in rotem Rock und gelbbräuner Weste führte sie mit der bei Fremden üblichen Förmlichkeit in das Besuchszimmer. Zu ihrer Ueberraschung fanden sie Rob hier. Er saß am Klavier und trommelte einen Cassenhauer. Als die Thür aufging, stand er langsam auf, reichte Tante Nan kühl die Hand und begrüßte Philipp mit gnädigem Kopfnicken.

Der junge Mann war ein recht wohlgenährter Sprößling des alten Stammes; um mehrere Zoll länger als sein Vater, breiter, schwerer und in jeder Beziehung völliger, mit den schläfrigen Augen eines Seehundes und auch einer Art Seehundsgezicht. Dabei hatte er die gespreizten Beine des Vaters und dessen Leichtfertigkeit und Spottsucht im Wesen und Sprache — ein Blanksmann, der, bis zur Unkenntlichkeit verstellt, die augenblicklichen Modethorheiten Londons nachäffte.

Tante Nan stellte ihren Regenschirm weg, glättete ihre Handschuhe und ihr weißes Stirnhaar und erkundigte sich sanftmütig nach seinem Befinden.

„Könnte besser sein,“ erwiderte er gedehnt, „wäre ja sonst nicht hier. Vater quälte mich aber so lange, bis ich zu meiner Wiederherstellung zurückkam.“

„Vielleicht haben Sie Heimweh gehabt,“ sagte Tante Nan mit Teilnahme. „Es muß einem jungen Mann im Anfang schwer werden, in London zu leben. Darin hat es ein junges Mädchen besser, sie braucht die Heimat nicht zu verlassen. Und dann wohnen Sie auch vielleicht nicht in dem gesündesten Teile der Stadt.“

„Ich hatte Zimmer in einer Rechtsschule.“ Tante Nan machte ein besorgtes Gesicht. „Ich glaube, das würde mir für Philipp nicht lange behagen.“ sagte sie.

„Jetzt aber habe ich Zimmer in Haymarket.“ Tante Nan schien sich erleichtert zu fühlen.

„Das muß besser sein,“ sagte sie. „Morgens vielleicht geräuschvoll, doch werden Sie dafür ruhige Abende haben, sollte ich meinen.“

„Ganz recht,“ sagte Rob und fuhr wieder unter heimlichem Nicken über die Tasten hin. Philipp, der an der Thür saß, fühlte einen Kitzel in der Hand vor Verlangen, sie mit des Bettlers Waden in Verührung zu bringen.

Onkel Peter kam jetzt hastig, mit kurzen, unruhigen Schritten herein. Sein Haar und seine Augenbrauen waren weiß geworden, seine Wangen eingefallen, die Augen hohl, der Mund unruhig. Er hatte mehrere Oberzähne verloren, hustete häufig und war schäbig gekleidet. Er sah aus wie ein dem Tode verfallener Mann.

„Ach, Du bist es, Anna, und auch Philipp! Guten Morgen Philipp, laß das Piano ruhen, Rob — so ist's gut. Nun, was giebt's, Miß Christian?“

„Philipp ist gestern mündig geworden, Peter,“ sagte Tante Nan schüchtern.

„Bahrhaftig?“ meinte der Ballawhaine. „Nun, dann wird Rob im nächsten Monat zwanzig. Er ist etwas mehr als ein Jahr und einen Monat jünger.“

Er sah die alte Dame einen Augenblick forschend an, ohne zu sprechen, dann sagte er: „Nun?“

„Er wünscht nach London zu gehen, die Rechte zu studieren,“ stammelte Tante Nan.

„Warum bleibt er nicht lieber daheim und wird ein Diener der Kirche?“

„Das wäre meine eigene Wahl gewesen, aber sein Vater —“

Der Ballawhaine schlug die Beine über einander. „Sein Vater war immer ein Mann, der hoch hinaus wollte“, sagte er. Dann sich zu Philipp wendend: „Deine Absicht würde sein, später auf die Insel zurückzukehren?“

„Ja“, sagte Philipp.

„Als Anwalt zu praxizieren und Dich um ein Amt zu bewerben?“

„Dies scheint der Wunsch meines Vaters gewesen zu sein“, sagte Philipp.

Der Ballawhaine sah Tante Nan wieder an: „Nun — Miß Christian?“

Tante Nan griff nach ihrem Regenschirm und fing endlich an: „Wir dachten, Peter — Du siehst, wir wissen so wenig davon — ja, wenn sein Vater noch lebte —“

Der Ballawhaine hustete, fragte sich an der Wade und sagte: „Zhr wünscht, ich soll ihn bei einem Rechtsanwalt unterbringen?“

Tante Nan lachte erleichtert auf, als Zeichen ihrer Zustimmung.

„Zhr werdet wohl wissen, daß solch' ein Schritt Geld kostet. Wie viel habt Zhr darauf zu verwenden?“

„Ich fürchte, Peter . . .“

„Zhr dachtet, ich könnte die Ausgabe übernehmen, he?“

„Es ist sehr gültig von Dir, es gleich im rechten Dichte zu sehen, Peter —“

Der Ballawhaine verzog das Gesicht. „Höret mich an,“ sagte er trocken, „Rob ist soeben im Begriff, die englische Rechtsgelehrsamkeit zu studieren . . .“

„Ja,“ sagte Tante Nan eifrig, „und zum Teil war es gerade das . . .“

„Bahrhaftig!“ sagte der Ballawhaine und zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ich rechne, daß sein Studium in London mich, wenn eins zum andern kommt, mehr als tausend Pfund kosten wird.“

Tante Nan erhob bestürzt die behandschuhten Hände.

„Diese Summe war ich entschlossen, auszugeben, damit mein Sohn als englischer Anwalt größere Aussichten hätte . . .“

„Weißt Du, daß wir an so etwas ebenfalls dachten?“ sagte Tante Nan.

„Bessere Aussichten hätte,“ fuhr der Ballawhaine fort, „eine der wenigen offenen Stellen auf der Insel zu erhalten, als wenn er nur das manische Gerichtswesen studiert, was mich weniger als die Hälfte kosten würde.“

„O, aber das Geld wird für beide gut angelegt sein, für Rob und für Philipp,“ sagte Tante Nan.

Der Ballawhaine hustete ungeduldig. „Du verstehst mich nicht,“ sagte er gereizt. „Solche Stellen sind nur wenige vorhanden, und Advokaten giebt's in Man so viele wie Fliegen in einem Leintopf. Für jedes Amt finden sich an fünfzig Bewerber. Doch die Ausbildung spricht dabei mit, auch der Einfluß kann etwas thun und das Familienansehen.“

Tante Nan fühlte sich wie vom Frost durchschauert.

„Dies alles set' ich für Rob ein, damit er alle seine Mitbewerber überflügelt, Hast Du mich nun begriffen?“

„Wieso, Peter?“ fragte Tante Nan.

Der Ballawhaine heftete sein hohles Auge auf sie und sagte:

„Was verlangt ihr von mir? Zhr kommt her und fordert, daß ich einen Nebenbuhler meines eignen Sohnes mit Mitteln versorge, ihn tüchtig und geschickt dazu mache, meinen Sohn auszustechen.“

Tante Nan hatte seine Meinung endlich verstanden.

„Aber, Gott steh mir bei, Peter!“ sagte sie. „Philipp ist doch Dein leiblicher Neffe, Deines eignen Bruders Sohn.“
Der Ballawhaine rieb sich mit seinem abgemagerten Zeigefinger die Nase und sagte: „Das Gemd ist mir nahe, die Haut aber näher.“

Tante Nan richtete ihre zaghaften Augen auf ihn und wurde tapfer, je mehr ihre Entrüstung wuchs. „Sein Vater ist tot und er ist arm und fremdlos“, sagte sie.

„Wir haben schon früher Meinungsverschiedenheiten über diesen Gegenstand gehabt“, antwortete er.

„Und Du mißgönnt ihm auch noch das wenige, das ihn im Leben vorwärts bringen würde.“

„Mein Sohn hat ein früheres Anrecht.“

„Nichts für ungut; doch gestatte mir die Bemerkung, daß jeder Groschen, den Du für Noth aufwendest, von Rechts wegen Philipp gehörte, wenn die Dinge anders gekommen wären.“

Der Ballawhaine biß sich auf die Lippe. „Muß ich um meiner Sünden willen gezwungen sein, dieser Unterredung ein Ziel zu setzen?“

Er stand auf, um an die Thür zu gehen. Philipp stand ebenfalls auf.

„Ist das Dein Ernst?“ sagte Tante Nan. „Wagst Du es, mich aus dem Hause zu weisen?“

„Komm, Tante, es nißt doch nichts“, sagte Philipp.

Der Ballawhaine trommelte auf der Kante der offenen Thür. „Du hast recht, junger Mann“, sagte er. „Die hysterischen Anfälle einer Frau sind immer unnützlich.“

„Jetzt ist's genug!“ rief Philipp mit fester Stimme.

Der Ballawhaine legte vertraulich die Hand auf Philipps Schulter und sagte: „Versuche es doch mit Bischof Wilsons theologischem Kolleg, mein Freund; es ist billig und . . .“

„Nehmen Sie Ihre Hand weg von ihm, Peter Christian,“ kreischte Tante Nan. Ihre Augen funkelten, ihre Wangen brannten, ihre kleinen behandschuhten Häuste waren geballt. „Sie haben den Streit zwischen seinem und Ihrem Vater entfacht, und wenn ich Frieden zu stiften suchte, haben Sie es verhindert. Ihr Vater ist tot und Ihr Bruder ist tot, und beide, die sich hätten lieben können, nahmen Ihren Haß mit ins Grab — nur wegen der Lügen, die Sie erdacht, und des Betruges, den Sie verübt haben. Sie sind aber dahin gegangen, wo die Maske von jedem Gesicht fällt, und haben sich längst Auge in Auge, Hand in Hand, vereinigt. Ja, und sie blicken jetzt auf Sie nieder, Peter Christian, und kennen Sie, wie Sie sind und immer gewesen sind — als einen Betrüger und Dieb!“

Einem unwillkürlichen Antriebe folgend, hatte der Ballawhaine, während sie sprach, hinauf zur Decke geschaut, als erwarte er, den Geist seines Vaters und seines Bruders drohend herabbliden zu sehen.

„Ist das Weib denn völlig verrückt?“ schrie er jetzt. Aber die Flamme des Zorns nahm der alten Dame ihre sonstige Schüchternheit; sie fuhr noch einmal auf ihn los mit feuriger Zunge.

„Sie haben Unrecht gethan, Peter Christian, großes Unrecht, Zeit Ihres ganzen Lebens. Welches auch die Triebfeder Ihres Thuns war, Gott wird sie ausfindig machen und Sie an dieser geheimen Stelle strafen. War es nur Habsucht, so haben Sie zwar Ihren Sündenlohn weg, aber er wird Ihnen keinen Segen bringen. Ein anderer wird ihn vergeuden, und Sie werden ihn zerfließen sehen, wie Wasser, das vom Felsen abläuft. Und wenn es zugleich Haß war, so wird er noch einmal wie feurige Kohlen auf Ihrem Haupte brennen. Das werden Sie erleben; ich weiß es, ich fühl' es,“ rief sie in die Halle hinaus. „Es schmerzt mich, es vor Ihrem eignen Sohne zu sagen, der seinen Vater ehren und achten sollte und es nicht kann. Nein, er kann's nicht und wird es auch nimmer thun; er müßte denn selbst ein Herz haben, das Ihrem an Schlechtigkeit gleichkommt, und kein Mitleid im Leibe wie Sie.“

„Komm, Tante, komm,“ sagte Philipp und schlang den Arm um die alte Dame. Sie aber drehte sich wieder nach dem Ballawhaine um, der hinter ihnen drein schlich.

„Mich aus dem Hause werfen — Sie?“ rief sie. „Fünfzehn Jahre habe ich an diesem Ort als Herrin gelebt, bis Ihre Mißthaten Sie hier zum Herrn machten. Wie oft hab' ich geweint, daß ich nur eine Frau bin und nichts nach meinem eignen Kopfe thun kann. Doch lieber will ich eine Frau sein, die weder Dach noch Fach hat, als ein Mann, der kalt ist gegen sein eignes Fleisch und Blut. Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie um Ihr Haus beneide, Peter Christian, obgleich es mein altes Heim war, das ich liebe,

trotz der Mißachtung, die man mir darin erweist. Es sind ja nicht sowohl unsre Häuser, in denen wir leben, als unsre Herzen — ja, unsre Herzen, Peter Christian, bedenken Sie das, unsre Herzen — hören Sie wohl? — und Ihres ist voll Finsternis und voll Schmutz und wird es immer sein und bleiben!“

„Komm, komm, Tante, komm!“ rief Philipp wieder, und die liebe Alte, die sonst zu sanft war, um einer Fliege wehzuthun, wendete sich nun auch gegen ihn mit der Wut einer wilden Stute.

„Geh, wohin Du willst mit Deinem „Komm, komm und komm!““ Sprich weniger, thue mehr.“

Nach diesem letzten Ausbruch schob sie die Stufen hinab und über den Gang, Philipp drei Schritte hinter sich lassend. Der Ballawhaine aber blieb mit entsetztem Blick unter dem ausgestopften Seeraben, der im Oberlichtfenster saß, in der offenen Hausthür stehen.

Tante Nans wilde Stimmung hielt bis zur Hälfte des Nachhausewegs an, dann aber brach sie in eine Flut von Thränen aus.

„O Gott! mein Gott!“ rief sie, „ich bin zu heftig gewesen. Trotz allem ist er Dein einziger Verwandter. Was soll ich nun thun? Ach, was soll ich thun?“

Philipp ging beharrlich einen halben Schritt hinter ihr und hatte, seit sie Ballawhaine verlassen, noch kein Wort gesprochen.

„Pack heute abend meinen Reisack, Tante,“ sagte er mit mannhafter Stimme, „ich fahre morgen früh mit der Postkutsche nach Douglas.“

Er suchte dort den angesehensten manlichen Anwalt auf, einen Studienfreund seines Vaters, und sagte zu ihm: „Meine Tante hat genug für ihren eignen Lebensunterhalt, und ich habe jährlich sechzig Pfund vom Vater meiner Mutter. Kann ich damit ermöglichen, Ihnen Ihr Lehrgeld zu zahlen?“

Der Anwalt sah ihn einen Augenblick aufmerksam an und antwortete: „Nein, das können Sie nicht,“ und Philipp ließ den Kopf hängen.

„Ich will Sie aber fünf Jahre umsonst nehmen, Mr. Christian,“ setzte der kluge Mann hinzu, „und wenn Sie sich brauchbar erweisen, will ich Ihnen schon nach zwei Jahren ein Gehalt geben.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

nr. Zwei zeitgenössische Briefe über den Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 n. Chr. Das dämonische Walten vulkanischer Naturkräfte, die — für gewöhnlich im Erdinnern schlummernd — bei plötzlichem Ausbruch das mühsam geschaffene Kulturwerk von hunderttausend Menschenhänden in wenigen Stunden vernichten können, hat auf der Insel Martinique so riesige Dimensionen angenommen, so grausige Wirkungen gezeitigt, wie sie sicher nicht zu verzeichnen sind seit dem großen Ausbruch des Vesuv vom Jahre 79 nach Christi. Diese furchtbare Katastrophe hat der Engländer Bulwer in seinem belannten historischen Roman „Die letzten Tage von Pompeji“ anschaulich geschildert: mehr freilich unter Zuhilfenahme dichterischer Phantasie, als auf Grund zeitgenössischer, antiker Berichte. Der Zufall hat es nämlich gewollt, daß uns aus dem Altertum keine ausführliche, systematische Beschreibung der großen Eruption des Vesuvus und des Untergangs der drei Städte an seinem Fuße, Pompeji, Herculaneum und Stabiae, erhalten geblieben ist, sondern im allgemeinen nur kurze Notizen bei Geschichtsschreibern und auch bei Dichtern, z. B. das belannte Epigramm Martials:

„Eben so grünte Vesuv im schattigen Laube der Reben,
Eben die Aufen gefüllt hatte der herliche Saft;
Bacchus liebte die Höhn weit mehr als die Hügel der Ahsa;
Neulich den Reigen noch schlang droben ein Satyrnachor;
Hier war Venus so gern, noch lieber sogar als in Sparta,
Herkules hatte man hier heilige Stätten geweiht —
Jetzt liegt alles in Asche — verlohnt! ein trauriger Anblick!
Ach! und die Götter bereum ihre zerstörende Macht!“

Aber es sind uns doch zwei zeitgenössische Dokumente über die Katastrophe erhalten, die zwar nur die persönlichen Erlebnisse von zwei gebildeten Römern schildern, aber unter den angedeuteten Umständen vom allerhöchsten Wert sind. Der große Geschichtsschreiber Tacitus hat für die leider verloren gegangenen Kapitel seiner „Historien“, die sich mit dem Untergang der drei Städte am Golf von Neapel beschäftigten, seinen Freund, den jüngeren Plinius, als einen Augenzeugen des Ausbruchs um Material und erhielt darauf zur Antwort zwei Briefe, die Plinius nachher mit seinem übrigen

Briefwechsel veröffentlicht hat. Ihr Inhalt ist auszugsweise folgender:

Der jüngere Plinius, zur Zeit der Katastrophe ein Jüngling von 17 Jahren, befand sich damals nebst seiner Mutter bei seinem Onkel, dem älteren Plinius, in Misenum, wo der berühmte Naturforscher sich aufhielt als Befehlshaber der römischen Kriegsflotte im Golf von Neapel. Der Gelehrte war an dem fraglichen Tage, dem 24. August 79 n. Chr., gerade mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, als ihm gegen 1 Uhr nachmittags seine Schwester mitteilte, daß eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Form zu sehen sei. Plinius überzeugte sich dann auch selbst, daß über den Golf hinüber, in der Richtung auf den Vesuv, am Horizont eine Wolke aufstieg, die einer Pinie äußerst ähnlich sah; in einem Stann erhob sie sich bis zu einer riesigen Höhe und teilte sich dann nach allen Seiten in Äste; die Farbe wechselte zwischen hellleuchtend und schmutzfarben. Alsbald faßte der eifrige Forscher den Entschluß, die räthelhafte Erscheinung aus größerer Nähe zu betrachten und etwa Gefährdeten Hilfe zu bringen, und lud seinen Neffen ein, ihn zu begleiten; der junge Mann zog es aber — vielleicht zu seinem Glück — vor, zu Hause zu bleiben, um Abschriften für den Dheim anzufertigen. Der alte Gelehrte ging in der Richtung auf den Vesuv unter Segel. Bald begann ein dichter und heißer Nischenregen sich über das Kriegsschiff zu ergießen, zwischendurch Bimssteine. Das Meer war stürmisch bewegt und trat von seinen Ufern zurück. Unbewegt durch diese schreckhaften Erscheinungen notierte Plinius fleißig alle seine Beobachtungen, und dem Steuermann erwiderte er auf dessen Mahnung zu schleuniger Umkehr: „Den Mutigen hilft das Glück; steuere nach der Villa des Pomponians.“ Dieser, ein Freund des Plinius, wohnte in Stabiae.

Derselbe Wind, der den Pomponians an der Flucht von Stabiae gehindert hatte, trug den hilfreichen Freund mit vollen Segeln dorthin. Hier herrschte allenthalben die denkbar größte Verwirrung. Plinius suchte Mut einzusprechen und gab sich den Anschein größter Zuversicht, nahm ein Bad und speiste mit bestem Appetit ruhig zu Abend. Mittlerweile brach die Nacht herein, und nun sah man aus dem Vesuv ungeheure Feuerfäden emporsteigen, die das herrschende Entsetzen noch vergrößerten. Trotzdem legte sich Plinius, da bei dem unglücklichen Wind an Abfahrt nicht zu denken war, mit stoischem Gleichmut zu Bett, und bald schnarchte der forpulente Mann so laut, daß man es draußen hören konnte. Da aber der Gang, der zu dem Schlafzimmer führte, sich demachen mit Asche und Bimssteinen füllte, daß der Eingang veriperrt zu werden drohte, sah man sich gezwungen, Plinius zu wecken und herauszuholen. Die Lage war jetzt verzweifelt: im Hause konnte man nicht bleiben, da ein fruchtbares Erdbeben alles in den Grundfesten erschütterte, und draußen waren die immer massenhafter und dichter fallenden Steine zu fürchten. Zur Schutz dagegen band sich alles Krissen auf den Kopf und schlug die Richtung zum Meere ein. Obgleich die Sonne längst aufgegangen sein mußte, herrschte nach wie vor rabenschwarze Nacht, die man mit Fackeln zu erhellen suchte. Die eilige Flucht hatte den beleibten Plinius so erhitzt, daß er sich an Gestade niederlegte und wiederholt kaltes Wasser trank. Die sich nähernden Flammen und ihre Anklänge, der Schwefelgeruch, trieben alles in die Flucht, so daß auch Plinius, auf zwei Sklaven gestützt, sich zu erheben verunachte; er brach aber sofort wieder zusammen und war tot: der Schlag hatte ihn gerührt.

Zur gleichen Zeit hatten der jüngere Plinius und seine Mutter selbst zu Misenum, also viel weiter von der Gefahr, die größte Angst ausgestanden. Das furchtbare Erdbeben und die ägyptische Finsternis, die durch den hellen Feuerchein am Horizont nicht erträglich wurde, hatten auch hier alles ins Freie getrieben. Aber der junge Mann kam mit dem Schreck davon und mit dem Entsetzen über das unerwartete Ende seines Onkels, dem Pflichtgefühl und wissenschaftlicher Eifer das Leben gekostet hatten. Als der Vulkan aufgehört hatte zu toben, fand man die Leiche des Gelehrten unentstellt am Meeresufer liegen. Die drei unglücklichen Städte aber waren spurlos vom Erdboden verschwunden: Pompeji und Stabiae vom Ascheregen, Herculaneum vom glühenden Strome flüssiger Lava begraben. Erst in unsren Zeiten (seit 1737) hat man begonnen, sie im Interesse der Wissenschaft wieder auszugraben.

ss. Der Einfluß der Gewürze auf die Magenthätigkeit ist eine Frage, über die allenthalben, sogar noch bei vielen Ärzten, eine verschiedene und daher vielfach unrichtige Meinung besteht. Im allgemeinen trifft man auf die Ansicht, daß der Genuß von Gewürzen auf die Thätigkeit des Magens anregend wirke, und gerade diese Vorstellung muß nach den neuesten Erfahrungen einer sehr wesentlichen Berichtigung unterzogen werden. Ein Dozent der Universität Krakau, Dr. Korczynski, hat an der dortigen inneren Klinik eingehende Versuche gemacht, um die schwebenden Zweifel über diesen Punkt aufzuklären, dessen hervorragende Wichtigkeit von keiner Seite verkannt werden kann. Die Untersuchungen wurden in der Weise vorgenommen, daß der Mageninhalt verschiedener Personen vor und nach der Verabreichung von Gewürzen bezw. gewürzten Speisen geprüft wurde. Es wurden benützt: Paprika, Senf, Ingwer, schwarzer Rettich, Pfeffer und Zwiebeln. Ein sehr wesentliches Ergebnis, das sich gleich bei dem ersten Versuch herausstellte, besagt, daß bei einer ausgesprochenen Magenanschwäche durch Gewürze durchaus keine Anregung der Verdauung erzielt werden kann. Nachweislich wird in einem solchen Fall die Ausscheidung der Salzsäure durch den Magen geradezu aufgehoben, wenigstens durch den bei dem fraglichen

Versuch angewandten Paprika. Es war überhaupt keine Salzsäure mehr zu finden, vielmehr nur noch Milchsäure. Die Thätigkeit, die die motorische Thätigkeit des Magens, die zur Beförderung des Speisebreies dient, durch die Gegenwart des Gewürzes befördert wurde, kann demgegenüber nicht als ein günstiger Umstand ins Gewicht fallen. In den andren Fällen wurde teilweise eine Steigerung der Magenanscheidung beobachtet, jedoch war sie zuweilen sehr gering und vor allen Dingen vorübergehend und unsicher. Die Zusammenfassung der Ergebnisse aller bisherigen Versuche giebt uns zunächst eine Belehrung darüber, daß die Art der Wirkung bei den verschiedenen Gewürzen keine gleiche ist. Ferner wird ihr Einfluß durch den allgemeinen und augenblicklichen Zustand des Magens bedingt. Gewöhnlich folgt einer zeitweiligen Anregung, sofern eine solche überhaupt stattfindet, eine Erschöpfung des Magens von kürzerer oder längerer Dauer. In Fällen der Magenanschwäche, bei denen also die Ausscheidung der Salzsäure in diesem Organ herabgesetzt ist, sind Gewürze unbedingt als schädlich zu bezeichnen, indem sie die Absonderung der Salzsäure und des Pepsins noch weiter herabsetzen zu Gunsten einer reichlichen Bildung von Milchsäure. Auch bei Personen, deren Magenthätigkeit eine leidlich zureichende ist, aber nicht genug Salzsäure anscheidet, muß der Genuß von Gewürzen mindestens als unerwünscht bezeichnet werden. Die Wirkung der Gewürze besteht in einer Reizung der Magenschleimhaut und einer Erweiterung der Gefäße, wodurch gleichfalls eine Verdünnung des Magenasaftes herbeigeführt werden kann. Bei gesunden Personen wirken die Gewürze zunächst anregend, später aber hemmend auf die Magenthätigkeit, und zwar dauert die nachteilige Beeinflussung gewöhnlich ziemlich lange. Die bemerkenswerten Untersuchungen, die in der „Wiener klinischen Wochenschrift“ eingehend beschrieben worden sind, werden selbstverständlich noch weiter fortgesetzt werden.

Theater.

Neues Kgl. Opernhaus. Meisterspiele. Goethe's „Faust“. — Die Meisterspiele, welche die Direktion des Schauspielhauses in Verbindung mit dem Prager Theaterdirektor Angelo Neumann veranstaltet, sind im gewissen Sinne ein Versuch, das Princip der Landes-Aufstellungen auf die Schauspielkunst zu übertragen. Durch gemischte Vorstellungen, in denen die Kräfte des Berliner Schauspielhauses mit auswärtigen Gästen zusammen wirken, dann aber auch durch Aufführungen, in denen die geschlossenen Ensembles einiger Hauptbühnen — der Münchener, der Dresdener, der Stuttgarter — auftreten, soll ein vergleichender Ueberblick über die Verschiedenheit der Leistungen, über Stand und Betrieb der Schauspielkunst, wenigstens in einigen ihrer Hauptstätten derselben ermöglicht werden. Ob irgend welche neuen fruchtbareren, auf die Bühnenpraxis selbst zurückwirkenden Anregungen durch eine solche, zumal in so engem Rahmen ausgeführte Konstellation gewonnen werden können, läßt sich, bei dem lebhaftesten Kontakt und Kräfte-Austausch, der zwischen den bedeutenden Theatern längst besteht, billig bezweifeln. Aber das wäre schließlich auch nicht notwendig, wenn nur jene andren Erwartungen, die durch den anspruchsvollen Titel „Meisterspiele“ im Publikum erweckt sind, ihre Erfüllung fänden. Nicht um zu vergleichen und seine Schauspielerepersonal-Kenntnisse zu erweitern, sondern in der stillen Hoffnung durch die Macht der Darstellung aus der Trivialität des Alltagsempfindens herausgerissen, erhoben, gerührt, gepackt und durchschüttelt zu werden, sucht man das erste Schauspiel und die Tragödien, die auf dem Programm der „Meisterspiele“, stehen, auf „Meisterspiele“, damit verband sich unwillkürlich der Gedanke, daß das Große der Dichtung hier in der jeweils vervollkommensten Form geboten werden solle, daß ein schönes seines Ebenmaß der Kräfte die Sinne des Hörers von Anfang bis zu Ende fesselt würde.

Diese Erwartungen, denen das neue Unternehmen den besten Teil seiner Popularität verdankt, erlitten gleich durch den ersten Abend, an dem Schillers „Demetrius“ und Grillparzer's „Esterházy“ zur Aufführung gelangten, eine starke Herabstimmung. Auch die „Faust“-Aufführung am Samstag war keine Erfüllung, nichts aus einem Guß, nichts, zu dessen Verwirklichung es eines so großen, anspruchsvollen Apparates bedurft hätte. Es war kein Gleichmaß, sondern ein Nebeneinander von Licht und Schatten. Das Interesse konzentrierte sich fast ausschließlich auf eine einzige Stelle. Aus dem Meisterspiel wurde das Gastspiel nur einer Meisterin, der die ebenbürtigen Partner fehlten. Das Gretchen der Frau Karoline Medelsky, des zu rascher Berühmtheit aufsteigenden, jungen Sterns des Wiener Burg-Theaters, gewann die Herzen im Sturm. Gleich nach ihrer ersten Scene brach der Beifall los und am Schluß riefen begeisterte Ovationen des Publikums die Künstlerin wieder und wieder vor den Vorhang. Süßlichere Gretchen sind schon viele über die Bühne gegangen, aber wohl selten eine, die so den tiefsten Zauber frischblühender Jugendlichkeit ausatmete. Es war etwas wie ein gedämpfter Jubel, wie ein geheimes, aus unbewußten Tiefen aufstingendes Frohlocken der umbrochenen jungen Menschenkraft, das in den Tönen ihrer Klaren, starken Stimme nachklang, etwas, das „mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt“. In ihren Augen blitzte oft der Uebermut und auch das Schredhaft-Schöne, wie die Träumerei, die jenem Grundzuge sich beigefügt hatten mit der üblichen blonden, ein wenig bleichsichtigen Gretchen-Sentimentalität ganz und gar nichts zu schaffen.

Wie in dieser ungesunden, elementaren Natur als ein im stillen lang vorbereitetes Schicksal die Liebe einzieht, wie das neue Gefühl mit un-

widerstehlicher Gewalt sie aus den durch die Sitte vorgeschriebenen Bahnen in Schuld, in Tod und Verderben reißt, dem allen war der große Zug der inneren Notwendigkeit aufgeprägt. In den Liebes- szenen und als Bühlerin im Dome erschien sie mir am größten. Auch die letzte, die Kerkerzene, hatte prächtige Momente, aber viel von den häufig gefälltesten Worten giug hier leider bei der schlechten Musik des Theaters verloren.

Der Haugt des Herrn Gregori vom Burgtheater, der im letzten Augenblicke für den erkrankten Matkowsky hatte einspringen müssen, war sicher eine sehr achtungswerte Leistung, aber an dem Elementarischen, an dem, was spannt und zündet, gebrach es. Das sympathische und edellangvolle Organ versagte da, wo es galt, für die Tiefen der Verzweiflung, die Wucht der leidenschaftlichen Anklagen, den Ausbruch wilder Verzweiflung die Töne, die Markt und Wein erschüttern, den wilden Ausschrei einer prometheisch ringenden Natur zu finden. Er blieb den „Halbgott“, von dem der Geisterchor des Mephistopheles singt, uns schuldig. In den mittleren Regionen aber bot er vieles Gute und Feine. Sehr klug und anziehend war so vor allem Gliederung und Aufbau in dem ersten großen Monologe. Störend wirkte hier nur die trompeten- hafte, völlig geisterlose Stimme des Erdgeistes. Ein gut Stück tiefer stand der Mephistopheles Carl Wieners vom Dresdener Hof- theater. Er war ein recht komischdramatischer Teufel und wo die Stimme hart, schneidend, herlos klingen soll, versiel er nur zu oft in den Ton gezierter Unausstehlichkeit. Nur eingangs, wie das Lob der Medizin, mit dem er das Schülerkolloquium abschließt, und dann die Scene in Auerbachs Keller brachte er es zu frischerer Wirkung. Gut war zum Teil die Besetzung der kleineren Rollen. Köstlich war die Darstellung der alten Marthe durch Frau Anna Schramm. Neben der Heldesky war sie die einzige von allen Mitspielenden, die zu lautem, spontan hervorbrechendem Beifall forttrieb. — dt. —

Lessing-Theater. „So leben wir“. Lustspiel in vier Aufzügen von Léon Leipziger. — Die paar Eäerze, die als Fettaugen auf der breiten Wasserrippe dieses „Lustspiels“ herum- schwimmen, hätten sich in dem „Kleinen Journal“ Leipzigers unter der Rubrik des „Nolands von Berlin“ vielleicht ganz munter aus- genommen. In der wässrigen Lösung, in der die mit lieblicher Abwechslung frivolisierende und moralisierende Komödie die uns bietet, verstärken sie schließlich nur noch den melancholischen Gesamt- Eindruck. Weiter als hier kann Willfür und die Zerfahrenheit nicht mehr getrieben werden. Von irgend einem Ansatz zur Charakteristik, ja auch nur zur Intrigue keine Spur. Wie das Stück zu seinem Titel, wie die Leute im Stück zu ihren „Handlungen“, wie ein Akt zum andern kommt, das alles gehört in das Bereich der Fragen, von denen es bei Heine heißt: „Und ein Narr wartet auf Antwort“. Da laufen z. B. die Kinder eines reichen Fabrikherrn, lonnmerziemäßlichen Witmanns, der eine sehr anständige Schauspielerin mit einem kleinen Roman in weitentlegener Vergangenheit heiraten will, zu der ihnen gänzlich fremden Dame hin und versichern sie, völlig ungefragt, daß sie der geplanten Verbindung gnädiglich keine Hindernisse in den Weg zu legen gedenken. Warum? Damit die hochherzige Schau- spielerin der geschiedenen Fabrikantentochter sowie dem gerührt kauschenden Partett eine Vorlesung darüber halten kann, daß ein auf Liebe beruhendes, freies Verhältnis etwas sehr viel Edleres als eine Geldheirat ist! Da verannelt der Fabrikant noch einmal seine Angehörigen, um sein Testament vor ihnen verlesen zu lassen. Warum? Damit bei einem Passus, der von den Kindern aus der künftigen Ehe spricht, Fräulein Meta Jäger, die so reizend zu lachen versteht, als jüngstes Töchterlein in ein konvulsives Nachsich- gelächter ausbrechen kann! Das ist Haupt- und Glanzeffekt des dritten Aktes! usw. usw. In ähnlicher Weise wird dafür geforgt, daß der total verbummelte Herr Sohn zum Schluß auf die Bahn der Solidität und Arbeit abzuweichen und daß das Publikum drei Paaren Neuerlobten gratulieren kann. Das Publikum schien wirk- lich damit hochzufrieden. Ein Lichtpunkt war das flottveränigte Spiel von Herrn Schönfeld und Fräulein Meta Jäger. — dt. —

Technisches.

— Die Erfindung des Gasglühlichts ist eine der wichtigsten Erfindungen der neuesten Zeit und gleichzeitig interessant durch die Art und Weise, wie sie zu stande kam. Der Erfinder Dr. Karl Auer sehr v. Weisbach hat sich kürzlich, wie die „Köln. Ztg.“ mitteilt, selbst über den Weg ausgesprochen, den er dabei gegangen ist. Zu Anfang der achtziger Jahre beschäftigte er sich mit der chemischen Untersuchung einiger seltener Erden. Als er bei dieser Gelegenheit Erbimberde in der Flamme zum Glühen brachte, fand er, daß sie grünes Licht ausstrahlte. Er wollte dieses spektroskopisch untersuchen, allein als es in der üblichen Weise am Platindrath ins Glühen gebracht wurde, war das ausgestrahlte Licht zu schwach. Dr. Auer kam nun auf den Einfall, Erbimberde von einem Baumwoll- gewebe anfassen zu lassen und dieses zu veraschen. Das aus- gestrahlte Licht erwies sich nun erheblich intensiver, aber die Sache hatte nur theoretisches Interesse. Etwas später untersuchte Dr. Auer eine andre seltene Erde, das Lanthan, und fand, daß dieses weit mehr Licht ausstrahlte, allein das Lanthansteil aus Lanthanoxyd zerfiel sehr rasch in Staub. Das starke Lichtstrahlungsvermögen fesselte aber das Interesse Dr. Auers, der jetzt allmählich an eine praktische Verwertung desselben dachte. Er benutzte

Zirkonoxydmischungen als Glühkörper und konnte die Brenndauer der letztern auf mehrere hundert Stunden erhöhen, allein erst als Thoroxyd den seltenern Erden beigelegt wurde, zeigte sich der charakteristische starke Leuchteffekt. Indessen gelang damals die Einführung des Glühlichts noch nicht und eine darauf begründete Fabrik mußte wieder eingehen. Weitere Untersuchungen, mit denen sich Dr. Auer anfangs der neunziger Jahre beschäftigte, lieferten das merkwürdige Ergebnis, daß thorhaltige Glühkörper um so weniger intensiv leuchteten, je öfter das Präparat gereinigt worden war. Der Erfinder schloß daraus, daß in seinen Glühpräparaten außer dem Thorium noch ein anderer Körper vorhanden sein und dieser der Hauptlichterzeuger sein müsse. Dies erwies sich als richtig, und es zeigte sich, daß das Cerium dieser Körper ist. Weitere Ver- suche ergaben, daß eine Mischung von 99 Teilen Thoroxyd mit 1 Teil Ceroxyd die intensivste Lichtwirkung erzielt, und diese Mischung wird bis heute bei der Herstellung der Glühkörper benutzt. —

Humoristisches.

— Der heilige Wendolin mit dem Cylinderhut. In einer von der Zeitschrift „Die Denkmalspflege“ veröffentlichten Beschreibung des Schlosses Mainburg bei Schweinfurt teilt der Ver- fasser L. Oelenberg u. a. folgendes mit: „Die bemalte Bildsäule im Ort an der Brücke über ein kleines Nebengewässer des Mains ist vielleicht die merkwürdigste Schöpfung der „Kunst an der Straße“. Auf einer Säule mit Sockel und einer Art Kompositkapitell steht der heilige Wendolin mit Tasche und Hirtenstab. Ihm zur Seite ein Lamm. Zu seinen Füßen rechts und links des Säulenkopfes schweben zwei gar sonder- bare Engelchen mit schmachtendem Gesichtsausdruck. Eins trägt eine Krone (Käfer?), das andre ein Scepter (Regel?) im Arm. Wendolins schaut in stiller Gottergebenheit zu Boden, die linke Hand aufs Herz legend. Sein lodenunrahmtes Haupt umgibt nicht etwa ein Heiligenschein, sondern etwas viel Heiligtvollereres, Heiligeres — ein unabweislicher schwarzer Cylinderhut aus Stein gehauen. Diese heilige Ehre ist wohl kaum noch irgend- wo der würdevollen Kopfbedeckung zugesotten. Im Ort erzählt man sich, der Cylinder sei aus Versehen dem heiligen Wendolin vom Bildhauer auf das Lodenhaar gesetzt worden. Die Einwohner und der Geistliche hätten bei der Bestellung dem Künstler eingeschärft, St. Wendel sei ein Hüter (Schäfer) ge- wesen und solle in dementsprechender Tracht dargestellt werden, neben ihm ein Lamm. Der Meister aber, der aus anderer Gegend stammte, habe — ob absichtlich oder unabsichtlich ist nicht festgelegt — unter Hüter einen Hutmacher verstanden. So sei das Unglück geschehen. Er habe sich dann damit herausgeredet, daß in seiner Heimat die Schäfer solche Hüte tragen, und man habe alles be- lassen, wie es war. Daß ihm der Schalk im Raden sah, ist aber gewiß. Die Entstehungszeit des merkwürdigen Denkmals, das seine Jahreszahl trägt, wird um das Jahr 1870 liegen, wie u. a. aus dem Säulenstumpf zu schließen ist.“ —

— Frauenfreundschaft. „Ach Männchen — dort kommt meine beste Freundin, die Frau Kanzleirat in ihrem neuen Hut; — ihu“ mir doch den einzigen Gefallen und bewundre den tüchtig.“
„Ja, warum denn ich?“
„Weil ich ihr erst noch gestern versichert habe, Du hättest gar keinen Geschmack.“ —
(„Meggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

- Die Schlierseer bringen am Dienstag zu ersten Mal Hans Reuerts Volksstück „Der Schlagring“ heraus. —
- Schall und Rauch bringt am Sonnabend folgende Novitäten zur Erstaufführung: „Schöne Seelen“ von Felix Salten, „Kunst“ von Fritz Selten, „Der Fall Moncel“ von George Mitchell und „Kollegen“ von Annie Neumann-Hofer. —
- Das meistaufgeführte Stück des Théâtre- Français in Paris ist Molières „Tartuffe“; das Stück wurde bis zum Jahre 1900 2058 mal gegeben. —
- Der Offenbach-Cyklus im Liederpielhaus (Kroll) wird am 17. Mai mit „Paimpol und Perinette“, „Die Zaubergeige“ und „Apotheker und Friseur“ eröffnet. —
- „Rübezahl“, eine fünfaktige Oper von Alfred Stelzner, gelangt noch in dieser Saison im Dresdener Opernhause zur Aufführung. —
- Die städtischen Kollegien in Kiel haben 1305 000 M. zum Bau des Stadttheaters, nach Seelings Projekt, be- willigt. —
- Der Verein für wissenschaftliche Pädagogik wird vom 19. bis 21. Mai in Berlin (Victoriastraße) seine 34. Haupt- versammlung abhalten. —
- Strindbergs dritte Gattin, die Schauspielerin Vosse, hat Scheidungsklage eingereicht. Als Grund zur Scheidung werden Mißhandlungen angeführt. —